

gibt, so führt P. Carpentier aus, so gibt es auch eine Berufung zum Diözesanpriester, zum Dienst in einer lokalen Kirche, gewöhnlich der der Heimat, mit der der Priester durch Sprache, Erfahrung, Liebe, den Lebensatem selbst verbunden ist. Es ist gleichsam die Berufung, die eigene natürliche Familie auf dem Weg Christi zu betreuen. Hat nun der Weltpriester auch eine besondere Spiritualität, so wie die verschiedenen Orden sie haben durch die Hervorhebung bestimmter Lehren, die Pflege bestimmter Tugenden, die Ausführung bestimmter Übungen, um das geistige Ziel zu erreichen, und durch den Zusammenschluß zur Gemeinschaft in diesem Sinne? Oder ist sein Leben in besonderer Weise auf seine Zeit bezogen, deren Probleme ihm seine jeweilige geistige Haltung und Lebensform aufzwingt? Das sind Fragen, die erhoben werden, und denen als Antwort die Betonung der Einheit der theologischen Wahrheiten und der christlichen Lebensforderungen entgegengehalten wird. Zu dem ganzen Fragenkomplex haben im Februar 1944 die versammelten Kardinäle und Erzbischöfe Frankreichs Stellung genommen. Insbesondere hat aber Msgr. Guerry in seinem Brief an die zweite Session des „Centre de Pastorale liturgique“ das Problem umrissen und betont, daß es nicht darauf hinauslaufen dürfe, daß die Priester sich in „kleine Kapellen“ einschließen, und daß man von einer „Spiritualität der Diözesanpriesterschaft“ nur „im Rahmen der Einheit der Kirche, in der allumfassenden Synthese der großen Spiritualität der Kirche“ reden könne. Es handelt sich aber darum, „die positive Eigenart des Standes des Diözesanpriesters zu erfassen, um auf die Natur seiner besonderen Berufung in der Kirche die Art und Weise zu gründen, in der er seine Heiligung fördern kann und die ihm hilft, innerhalb des Lebens der ganzen Kirche die Mission zu erfüllen, die ihm besonders aufgetragen ist“. „Man muß ihm das Bewußtsein seiner Fülle (le sens de sa plénitude) geben“, heißt es in den „Schlußfolgerungen der Debatten“, die die Kardinäle und Erzbischöfe in „La Maison-Dieu“ veröffentlicht haben. Trotz der engen Bindung des Diözesanklerus an den Bischof darf man aber nicht von einem Diözesanpriestertum (wie z. B. E. Masure in seiner Schrift „De l'éminente dignité du Sacerdote diocésain“, Paris 1938, es tut), sondern nur von einem Diözesanklerus spre-

chen; d. h. Priestertum ist immer und überall ein und dasselbe, beim Ordenspriester das gleiche wie beim Weltgeistlichen. Nicht in ihrem Priestertum, sondern in ihrer Einreihung in eine bestimmte geistliche Ordnung unterscheiden sie sich. Daraus ergibt sich als das Wesentliche des Diözesangeistlichen: seine Ergebenheit gegenüber seinem augenblicklichen Bischof, der an seinem Ort das Bild Christi und der Vater und Hirt seiner Gläubigen ist; seine Gemeinschaft mit den übrigen Diözesangeistlichen; sein Eifer für das örtliche Apostolat mit all seinen ganz konkreten Aufgaben. Das bedeutet aber nicht, daß er nicht dieselben Mittel der Vervollkommnung besäße wie der Ordensgeistliche (von dem auch G. Thils ihn in seiner Schrift „Nature et Spiritualité du Clergé diocésain“, Bruges 1946, zu scharf trennen möchte): auch für die Diözesangeistlichen ist der Weg zur Heiligung gewiesen durch die Evangelischen Räte, und ihr Drang zur Gemeinschaftsbildung beweist, welche Bedeutung auch für ihre Aufgabe die in der Ordensbildung erprobte Lebensform haben kann. Wie denn auch umgekehrt der Ordenspriester im Apostolat und in der Mission an der Seite des Weltgeistlichen steht. (Selbst die kontemplativen Orden haben das Apostolat des Gebets.) Übrigens ist das Apostolat eine Aufgabe jedes getauften und gefirmten Christen, auch des Laien, und die Katholische Aktion hat es geradezu zu ihrem Programm gemacht, diese Aufgabe des Apostolats in der entchristlichten Welt auf sich zu nehmen; die Kirche hat dieses Laienapostolat vollauf anerkannt und bestätigt. Der Priester, so sagt P. Carpentier, ist Priester nicht durch das Apostolat, das er mit allen Christen teilt, sondern durch seine Gewalt, Wein und Brot zu verwandeln und die Sakramente zu spenden. Daß hierin der Schwerpunkt seines Amtes liegt, bestätigen die höchsten Autoritäten: der heilige Thomas von Aquin, das Konzil von Trient, das Pontifikale und Papst Pius XI. Aus dieser seiner Priesterschaft fließen dann seine Aufgaben: die Tugend des Verzichts, in der er das Kreuz annimmt, die Tugend der Frömmigkeit, in der er sich Gott hingibt, und der apostolische Eifer, mit dem er sich den Menschen zuwendet. Alles, was ihn bei diesen seinen Aufgaben fördert, gehört zu seiner „Spiritualität“.

Die soziale Frage

Über die wahre Demokratie und die Voraussetzungen und Elemente des wahren Weltfriedens.

Eine Ansprache Kardinal Griffins.

Die Newyorker Fordham-Universität, die von den Jesuiten geleitet und unterhalten wird, hat aus Anlaß der 100-Jahr-Feier ihrer Gründung dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, Truman, und dem Erzbischof von Westminster, Kardinal Bernard Griffin, die

Würde des juristischen Ehrendoktors verliehen. Die beiden neuen Ehrendoktoren wurden am 11. Mai 1946 feierlich von der Universität empfangen, und Kardinal Griffin hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede über die Demokratie, die Bedingungen und Elemente eines wahren Weltfriedens, aus der wir den folgenden Auszug veröffentlichen:

„Ich möchte zuerst sagen, daß die Demokratie nicht die einzige gute Regierungsform ist. Aber ich halte daran fest, daß eine Demokratie, die auf christlichen Grund-

säten aufbaut, den Bürgern eines modernen Staates Glück und Wohlstand bringen wird und einen günstigen Einfluß auf den Frieden und die Wohlfahrt anderer Nationen ausübt. Sie erfreuen sich einer solchen wahren Demokratie. Natürlich ist sie nicht vollkommen. Wir wissen, daß sie immer noch besser werden kann. Ihr Nationalheld Abraham Lincoln definierte die Demokratie als ‚Regierung des Volkes durch das Volk für das Volk‘. In einer Demokratie wählt sich das Volk frei die Regierung, unter der es leben will. Das heißt nicht, daß die Regierungsgewalt vom Volke statt von Gott selbst abgeleitet wird. Alle Macht kommt von Gott. Der Herr selber hat zu Pilatus gesagt, ‚Du würdest keine Macht über mich haben, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre‘ (Joh. 19, 11). Der Sinn einer wahren Regierung soll das Wohl der ganzen Gesellschaft und nicht die Befriedigung des Ehrgeizes einer Clique oder einer Partei sein. Eine solche Regierung darf weder despotisch noch kriegslustig sein. Wer unter einer solchen Regierungsform lebt, hat die Freiheit, Kritik auszuüben, und die Regierung muß zu bestimmten Zeiten denen, die sie repräsentiert, Rechenschaft abgeben und sich zu Neuwahlen stellen. In einer Demokratie gibt es eine freie Presse. In einer Demokratie gibt es die Freiheit des Wortes. In einer Demokratie läßt man den Bürgern die Freiheit, so in Frieden und Eintracht zu leben, wie sie wollen, ohne ungebührliche Kontrolle oder Furcht vor einer Geheimpolizei. In unserer Sprache bedeutet Demokratie individuelle Freiheit, weil sie die Würde der menschlichen Person anerkennt.

Diese Würde stammt aus der Zugehörigkeit des Menschen zur großen menschlichen Familie, aus der Freiheit, die ihm von seinem Schöpfer geschenkt worden ist, und aus der Annahme als Sohn Gottes. In dieser Sohnschaft sind alle Menschen gleich und haben alle Menschen die gleichen Rechte. Wenn wir den Frieden der Welt sichern wollen, so kommt es vor allem darauf an, daß die Würde der menschlichen Person und die Menschenrechte überall anerkannt werden.

Zweitens sind wir darüber einig, daß alle Menschen Brüder sind. Sie sind vom selben Gott geschaffen und durch seinen Sohn wiedererkauft worden. Aber die menschliche Brüderlichkeit hat nur Sinn, wenn sie die Vaterschaft Gottes zur Grundlage hat. Die Nation, die die Rechte Gottes nicht anerkennt, wird auch niemals die Rechte des Menschen anerkennen können. Diese Verneinung der Rechte Gottes finden wir im Nazisystem wie im kommunistischen System, und es ist der Mensch, der das Opfer dieser Systeme ist. Es gibt Leute, die von der Diktatur des Proletariats reden. In Wirklichkeit gibt es etwas Derartiges nicht. Es sind ja gar nicht die Arbeiter, die regieren, sie sind vielmehr der Diktatur eines Einzelnen oder einer an der Macht befindlichen Partei ausgeliefert. Die Freiheit, wie wir sie verstehen, kann weder unter dem einen noch unter dem anderen Regime bestehen. Der Mensch wird zum bloßen Werkzeug in den Händen des Staates. Er ist zur Knechtschaft herabgewürdigt; um es ganz klar auszusprechen, er ist zum Sklaven geworden.

Drittens müssen wir, wenn wir den Frieden in der Welt wiederherstellen wollen, alle unsere Handlungen und unsere nationalen und internationalen Beziehungen auf die Gerechtigkeit und die Liebe, auf die Grundsätze des Naturrechtes und des Evangeliums gründen. Die Gerechtigkeit verlangt, daß wir jedem das geben, was ihm zukommt. Aber die Liebe verlangt, daß wir unsern Nächsten lieben, zu welcher Rasse, Nation oder Konfession er auch gehöre. Wenn die Menschen anderer Nationen unsere Brüder sind, haben wir die Pflicht, ihnen zu Hilfe zu kommen, wenn sie unterdrückt werden, und sie vor Hunger und Verfolgung zu retten. Wenn diese Tugend der christlichen Liebe Herz und Geist der Menschen entflammen würde, so wäre ein neuer Krieg viel weniger zu befürchten. Aber Sie wissen ebensogut wie ich, daß es Nationen und Menschen gibt, die überall Haß und Zwietracht zu säen versuchen. Sie sind gefährlicher als die Hersteller von Kanonen.

Viertens müssen sich, wenn wir den Frieden der Welt sichern wollen, alle Länder darüber klar sein, daß sich alle um das Wohl, die Interessen und die Wohlfahrt jeder Rasse und jeder Nation kümmern müssen. Die mächtigen und reichen Völker müssen den aufrichtigen Wunsch bezeugen, den schwachen zu helfen. Wenn man die Gebiete und die Völker nur als Einflußsphären betrachtet, und wenn man zuläßt, daß das Recht des Stärkeren die Welt regiert, so werden wir in eine neue Katastrophe geführt werden, die schlimmer ist als die, der wir gerade mit Mühe und Not entronnen sind.

Fünftens muß die Friedenskonferenz zu einem Familienrat werden. Die Frage der Grenzen, der Handelsverträge und der Kolonien darf nicht unter dem Gesichtspunkt der militärischen Strategie betrachtet werden, sondern vielmehr unter dem des Wohles aller Völker.

Sechstens besitzen Presse und Radio, wie wir alle wissen, einen ungeheuren Einfluß auf den Geist und das Denken der Einzelnen und der Völker. Wir bitten sie inständig, ihre Macht zu gebrauchen, um den wahren Internationalismus zu fördern, der sich auf die brüderliche Liebe gründet. Ihr Einfluß auf die Sache des Weltfriedens kann ungeheuer groß sein. Ich bin überzeugt, daß ein großer Schritt zum Verständnis und der Beseitigung von Schwierigkeiten durch Reisen ins Ausland getan werden kann. Die Länder, die ihren Angehörigen verbieten, die übrige Welt zu besuchen und Ideen von draußen zu empfangen, sollten als Strandräuber an der Eintracht innerhalb der großen Völkerfamilie betrachtet werden. Und schließlich meine ich, daß wir uns davor hüten müssen zu glauben, daß die Probleme durch schöne Redensarten gelöst werden können. Wenn wir auf die letzten Jahre zurückblicken, so fallen uns viele schöne Worte und historische Treffen ein. Welche Gedanken rufen nicht Worte wie ‚Atlantik Charta‘, ‚Yalta‘, ‚Potsdam‘, ‚Bretton Woods‘ hervor. Es ist eine Sache, feierliche Grundsätze aufzustellen, es ist eine andere, sie in die Praxis umzusetzen. Man stellt unter den Führern der Nationen eine immer stärker werdende Neigung fest, um jeden Preis vor-

zugeben, daß man zu einer Einigung gekommen ist. Es gibt Fachleute, die für alles eine Formel finden können. Ich muß gestehen, daß ich dieser Formeln schließlich müde geworden bin. Taten sprechen lauter als Worte, sagt ein altes, aber wahres Sprichwort. Ich glaube, daß die Freundschaft zwischen Ländern wie den Vereinigten Staaten und Großbritannien, die immer bereit sind, sich die Wahrheit offen ins Gesicht zu sagen, fester fundiert ist, als zwischen Ländern, die in ihren Worten nachgiebig, aber in ihren Handlungen hart sind. Die Engländer und Amerikaner sind vor allem anderen Brüder. Deshalb haben sie auch das Gefühl, daß sie sich freimütig auch unangenehme Dinge sagen können. Zum mindesten sprechen wir fast dieselbe Sprache. Wenn wir von Freiheit und Demokratie sprechen, so verstehen wir die Ausdrücke, die wir gebrauchen, im selben Sinne.

Der beunruhigende Aspekt der heutigen Politik ist der, daß wir nicht die geringste Ahnung haben, was viele Staatsführer mit den Worten, die sie gebrauchen, eigentlich sagen wollen, und daß, um ganz offen zu reden, wir wenig Anlaß haben, anzunehmen, daß sie in Wirklichkeit überhaupt etwas sagen wollen.

Um eine Einheit unter den Nationen herzustellen, genügt es nicht, eine Organisation der Vereinten Nationen zu schaffen. Es ist besser, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Es gibt einen tiefen und, wie ich fürchte, sich immer mehr vertiefenden Bruch zwischen Westen und Osten. Niemand außer einem Tollhäsler oder einem Anarchisten kann wünschen, daß dieser Bruch noch tiefer werde. Denn in diesem Fall wird sich ein Abgrund vor uns öffnen, der unsere ganze Kultur verschlingen wird. Es gibt in der modernen Diplomatie viel zu viel Schaumschlägerei. In Wirklichkeit ist der Krieg nicht Sache der Berufssoldaten und wird es niemals sein. Die Irrtümer, die der Staatsmann begeht, müssen die einfachen Staatsbürger, Männer, Frauen und Kinder, mit ihrem Blute bezahlen. Die Zeiten, wo die Soldaten Burgen im Sturme nahmen, sind vorbei. Der moderne Krieg zerstört die Häuser der Arbeiter. Deswegen müssen wir mehr als je unsere Arbeit mit wirklicher Einsicht tun. Wir dürfen uns unser Erbteil nicht ablisten lassen. Wenn die Amerikaner und Briten gewisse Werte gemeinsam besitzen, so sollen sie klar und offen sagen und es die Welt mit aller Deutlichkeit verstehen lassen, daß sie nicht geneigt sind, diese Werte zu verkaufen, um den Zeitungen sensationelle Schlagzeilen zu liefern.

Einer Ihrer Wortführer während des Krieges hat unsere Zeit als die des gewöhnlichen Mannes (common man) bezeichnet. Gestatten Sie mir, mit allem schuldigen Respekt zu sagen, daß ich dem nicht zustimme. Wenn wir die Forderungen eines anständigen Lebens aufrecht erhalten wollen, so ist es notwendig, daß unsere Zeit zu einer Zeit der ungewöhnlichen Menschen wird. Wir sollen die Welt für Christus retten. Christus war kein gewöhnlicher Mensch. Er war nicht nur der Sohn des Menschen, sondern der Sohn Gottes. Auch wir müssen über das Gewöhnliche hinausgehende Menschen wer-

den, wenn wir in Tat und in Wahrheit Christus gleich werden wollen. Ich nehme nicht für mich in Anspruch, daß ich ein Prophet bin. Aber ich sehe schon mitten unter uns den Kampf zwischen Materialismus und Christentum. Wir Amerikaner und Briten dürfen keine Heuchler sein. Wir dürfen nicht für uns in Anspruch nehmen, daß wir als Völker leuchtende Vorbilder des christlichen Lebens wären. Aber wir haben zum mindesten bewiesen, daß wir bereit sind, zu kämpfen, um Anstand und ein Minimum an Moral zu retten.

Als Individuen und als Nationen müssen wir fest entschlossen sein, unser Christentum in die Tat umzusetzen. Was wir mit den Waffen gewonnen haben, befestigen wir es durch die Kraft und den Glanz unseres Beispiels!“

Soziale Probleme in Amerika

Aus einer Ansprache des Erzbischofs von Boston
Auf einem am 8. Februar 1946 in Boston abgehaltenen Kongreß über industrielle Probleme hielt der hochwürdigste Herr Erzbischof von Boston, Richard J. Cushing, eine Ansprache über die Folgerungen, die man aus dem göttlichen Gesetz für die konkreten sozialen Forderungen unserer Zeit ziehen kann. Nachdem er zuerst gezeigt hatte, wie die Zehn Gebote die Richtlinien für die ganze Ordnung des menschlichen Lebens abgeben können, kommt er dann auf bestimmte soziale Probleme zu sprechen. Wir geben im Folgenden seine Stellung zu einigen dieser Fragen wieder, die einmal für die amerikanische soziale Situation, aber auch für die Stellungnahme der katholischen Kirche in Amerika zu den sozialen Problemen charakteristisch sind:

Das Recht auf Eigentum und auf Arbeit

„Das Recht auf Eigentum, eines der wesentlichen Menschheitsrechte, wird durch den Dekalog ebenfalls geschützt. Eine soziale Sicherheit kann nur bestehen, wenn die Menschen einen ausreichenden Teil von den Gütern dieser Welt besitzen, um leben zu können, ohne beständig der Furcht vor der Not ausgesetzt zu sein. Es gibt Menschen, die eine bessere Verteilung der Güter dieser Welt durch Abschaffung des Eigentumsrechtes verwirklichen zu können glauben. Aber diese Utopisten sind im allgemeinen selber von der Habgier be-seelt. Beweis dafür sind die Regierungsformen, die verlangen, daß der Staat alles, was sich auf seinem Gebiet findet, verschlingt. Unter einer derartigen Regierungsform ist das Leben in all seinen Erscheinungsformen, den privaten wie den sozialen, bis zur Versklavung eingeschränkt.

Zu den geoffenbarten göttlichen Gesetzen, die das Leben und die Wohlfahrt der Menschen regeln, gehören weiter die Gerechtigkeit, die Einhaltung der Verträge und viele andere Rechtsnormen, besonders aber das Recht auf Arbeit. Im konkreten Falle des amerikanischen Arbeiters bedeutet dies Recht auf Arbeit das Recht auf die Möglichkeit, die für ein menschliches Dasein erforderlichen Güter zu erwerben; auf eine angemessene Erziehung und endlich auf so viel Luxus,